

Die Reise der Ablehnung (2)



Die Geburt

Keine Hebamme. Keine Mutter. Keine Schwester. Nur Joseph, der Zimmermann aus Nazareth, der Engeln glaubte und Träumen vertraute, war bei ihr. Er hatte jedoch noch nie eine Geburt erlebt. Nur die Tiere mit ihren warmen Flanken und ihrem dumpfen Atem. Nur das Stroh. Nur die Nacht.

Kannst du dir vorstellen, wie Marias Hände nach etwas griffen? Wie die Wehen durch ihren Körper rollten, eine nach der anderen, jede stärker als die letzte? Wie Joseph daneben kniete und nicht wusste, was er tun sollte? Wie er betete – was sonst konnte er tun? Er betete zu demselben Gott, dessen Engel ihm gesagt hatte, er solle keine Angst haben.

Wie lange dauerte es? Stunden? Die ganze Nacht? Die Schrift sagt es nicht.

Sie erwähnt nur das Ergebnis: *»Und sie gebär ihren erstgeborenen Sohn und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe«* (Lk 2,7).

Eine Futterkrippe. Eine Mulde, die für Tierfutter ausgehöhlt wurde und nach Speichel und Heu roch. Das war das erste Bett des Königs des Himmels. Es war nicht aus Gleichgültigkeit – Maria hatte ihm hineingelegt, was sie hatte: die Windeln, die Tücher, die sie auf diese lange Reise mitgenommen hatte, denn eine Mutter nimmt solche Dinge mit, auch wenn sie nicht weiß, was sie erwartet. Sie hatte sie gewaschen, gefaltet und sorgfältig verwahrt. Sie hatte sie für diesen Moment aufgehoben.

Und so sah der Moment aus.

Lukas beschreibt ihn ohne Sentimentalität, beinahe trocken. Er beschreibt keine Tränen. Keine überwältigende Freude. Nur die Handlungen einer erschöpften Frau, die tut, was getan werden muss: gebären, wickeln, hinlegen. Das ist alles. Es ist die schönste und brutalste Zusammenfassung einer Geburt, die je aufgeschrieben wurde.

Aber zwischen diesen Zeilen, im Schweigen nach dem Schreien, im Atemzug danach, als Maria das Kind anschaute und das Kind sie, da war etwas, das kein Stall, kein Flüstern und kein Gesetz fassen konnten. Sie kannte das Gesetz. Sie dachte wohl an den *mamzer*-Paragraphen. Sie kannte das Gewicht dessen, was dieser Junge in die Welt mitgebracht hatte, schon bevor er seine erste Nacht auf Erden überstand.

Und dennoch. Dieser Atem. Diese Finger, die sich um ihre Finger schlossen. Dieses Gesicht.

»Ich bin die Magd des Herrn.«

Das hatte sie damals gesagt (Lk 1,38), ohne wirklich zu wissen, was es kosten würde. Jetzt wusste sie es ein bisschen besser. Und sie würde es mit jedem Jahr, das folgte, noch besser wissen: bei der Flucht nach Ägypten, beim verlorenen Jungen im Tempel, bei der Hochzeit in Kana, in dem Moment, als sie am Fuß des Kreuzes stand und nach oben schaute.

Aber das war später. Es war noch nicht jetzt.

Jetzt war nur die Nacht. Die Krippe. Das Kind. Und irgendwo draußen, auf den Hügeln um Bethlehem, riefen Engel in den Himmel – nicht für Könige, nicht für Priester, nicht für Mächtige, die sich im *katalyma* um den Tisch drängten, sondern für Hirten. Männer am untersten Rand der gesellschaftlichen Leiter. Männer, die nicht in die Synagoge durften, weil ihr Beruf sie rituell unrein machte. Männer, für die kein Raum war.

Zu ihnen kamen die Engel zuerst.

»Fürchtet euch nicht!«

Als wäre das der erste Satz, den Gott immer sagen muss, wenn er sich zeigt. Als wäre die menschliche Reaktion auf das Heilige immer zuerst Angst. Als hätte der, der in der Krippe lag, diesen Satz schon vor seiner Geburterprobung – durch einen Engel zu Zacharias, durch einen Engel zu Maria, durch einen Engel zu Joseph.

»Fürchtet euch nicht.«

Gesagt an einem Ort, der allen Grund zur Angst bot. Und dann, ganz sachte, wie der Anfang von etwas Unaufhaltsamem, strömten die Hirten herein.

Es waren keine feinen Männer.

Das muss man verstehen, bevor man die Szene richtig sehen kann. Die Weihnachtsbilder haben sie uns freundlich gemacht: sauber rasiert, mit ordentlichen Umhängen, das Haar malerisch zerzaust, mit einem Lamm auf der Schulter wie einem Accessoire. Aber die Wirklichkeit der Hirten im 1. Jahrhundert war eine andere, härtere Wahrheit.

Hirten lebten draußen. Wochen, manchmal Monate ohne Dach über dem Kopf, der Witterung ausgesetzt: dem Staub, der Kälte der Nächte und der sengenden Hitze des Tages. Ihre Hände waren rau von Felsen und Dornen. Ihre Kleidung stank nach Schweiß, Schafen und dem Dung der Herde. Sie schliefen, wann sie konnten. Sie aßen, was es gab. Sie trugen Stöcke und Messer, denn Wölfe waren echte Tiere und Räuber echte Menschen.

Und sie waren rituell unrein. Das war keine Meinung, sondern Gesetz. Ihre Arbeit machte es ihnen unmöglich, die Reinheitsvorschriften einzuhalten, die ein frommer Jude täglich beachtete. Sie konnten nicht jeden Abend das Tauchbad nehmen. Sie konnten nicht die Gebete zur richtigen Stunde sprechen. Sie standen buchstäblich und symbolisch vor den Toren der Gemeinde, in die sie aufgenommen werden wollten.

In Jerusalem hätten die Pharisäer die Nase gerümpft. In Nazareth hätte man sie am Brunnen warten lassen, bis die anständigen Frauen fertig waren. In der Synagoge saßen sie, wenn überhaupt, ganz hinten.

Zu diesen Männern kamen die Engel zuerst.

Nicht zu Herodes in seinem Palast aus Marmor und Gold, wo die Fackeln die Nacht zum Tag machten und Sklaven Wein in Silberkrüge gossen. Auch nicht zu den Hohepriestern in Jerusalem, die gerade schliefen, den Tempelschatz im Gedächtnis und die Tora auf den Lippen. Auch nicht zu den Gelehrten, die die Prophezeiungen über den Messias auswendig kannten und sie in ihren Schriften Zeile für Zeile mit peniblen Randnotizen in winziger Schrift kommentierten.

Zu Hirten. Auf einem Feld. In der Nacht.

»Und es waren Hirten in derselben Gegend, die auf freiem Feld blieben und in der Nacht Wache hielten über ihre Herde. Und siehe, ein Engel des Herrn trat zu ihnen, und die Herrlichkeit des Herrn umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr« (Lk 2,8.9).

Sie fürchteten sich sehr. Das ist keine Untertreibung. Die griechische Formulierung – *ephobêthêsan phobon megan* – bedeutet wörtlich: Sie fürchteten sich mit großer Furcht. Als wäre normale Angst nicht ausreichend für das, was über ihnen aufging. Als hätte die Sprache ein neues Wort gebraucht für den Moment, in dem das Heilige in die gewöhnliche Nacht einbricht und alles, was man zu wissen glaubte, in einer Sekunde bedeutungslos wird.

Einer von ihnen – vielleicht der Älteste, vielleicht der Mutigste, vielleicht einfach derjenige, der am nächsten stand – warf sich zu Boden. Die anderen folgten. Männer, die Wölfe nicht fürchteten und vor Räubern nicht flohen, lagen flach auf dem Gras und wagten nicht, aufzusehen.

»Fürchtet euch nicht!«

Der Engel musste das zuerst sagen. Er musste im-



mer zuerst das sagen. Als wäre die menschliche Reaktion auf das Göttliche so zuverlässig wie der Sonnenaufgang: Augen auf und sofort Angst. Als wäre das Heilige in dieser Welt so fremd geworden, dass seine Erscheinung sich wie eine Bedrohung anfühlte.

»Siehe, ich verkündige euch große Freude, die für das ganze Volk sein wird; denn euch ist heute in der Stadt Davids ein Erretter geboren, welcher ist Christus, der Herr« (Lk 2,10.11).

Euch. Nicht ihnen. Nicht denen da drinnen. Nicht den Würdigen, Reinen und Registrierten. Euch – ihr Männer, die nach Schaf riechen und von keinem Tempel sprechen dürfen – euch ist heute der Erretter geboren.

Als der Engel seine Rede beendet hatte, öffnete sich der Himmel. *»Und plötzlich war bei dem Engel eine Menge des himmlischen Heeres, das Gott lobte und sprach: Herrlichkeit Gott in der Höhe und Friede auf der Erde, an den Menschen ein Wohlgefallen!« (Lk 2,13.14).* Eine Armee aus Licht breitete sich über einem Feld in Judäa aus und sang in die Nacht hinein, die sie nicht fassen konnte.

Die Hirten lagen auf dem Boden und hörten zu.



Wir wissen nicht, wie lange es dauerte. Wir wissen nicht, ob sie weinten. Wir wissen nur, was sie danach taten: »Und die Hirten sagten zueinander: Lasst uns nun hingehen nach Bethlehem und diese Sache sehen, die geschehen ist, die der Herr uns kundgetan hat« (Lk 2,15).

Nicht: Lasst uns überlegen. Nicht: Lasst uns bis morgen warten. Sie fragten auch nicht jemanden, ob das wirklich stimmte.

Sie gingen sofort.

Bethlehem schlief. Die überfüllten Häuser lagen still, die Reisenden der Volkszählung erschöpft in jedem verfügbaren Winkel. Irgendwo bellte ein Hund, einmal, dann nicht mehr. Der Mond stand über den Hügeln und warf sein kaltes Licht auf die Gassen.

Durch diese Gassen kamen die Hirten – laut, atemlos, nach Schafen riechend, mit dem Aufregungsglanz in den Augen von Menschen, die etwas gesehen hatten, das sie nicht beschreiben konnten und dennoch bezeugen mussten. Sie suchten ein Zeichen: ein Kind in einer Krippe. In einem Dorf dieser Größe nicht besonders schwer zu finden. Es gab nicht viele Krippen, in denen Neugeborene lagen.

Sie fanden eine.

Was sie sahen, als sie sich durch die niedrige Tür bückten und in den schwachen Schein des Öllichts traten, wissen wir nicht, denn ihre Worte hat niemand aufgeschrieben. Uns bleibt nur Lukas' knappe Beschreibung: »Als sie es aber gesehen hatten, machten sie das Wort kund, das über dieses Kind zu ihnen geredet worden war« (Lk 2,17).

Doch was geschah in diesem einen Atemzug zwischen dem Sehen und dem Weitererzählen, als ihre Augen das fanden, was der Engel beschrieben hatte?

Stell dir vor, wie sie hereinkamen. Groß, dunkel, nach der Nacht riechend. Fremde Männer, uneingeladen, zu einer Frau, die gerade entbunden hatte, in einem Stall, nach Mitternacht. Joseph stand auf. Er war kein kleiner Mann und auch kein ängstlicher. Er hatte in den letzten Monaten schon genug Furcht überwunden, um einem Hirten in der Tür standzuhalten.

Aber dann – die Worte, die aus ihnen herausströmten. Sie waren ungeordnet und wurden unterbrochen. Einer fing an und ein anderer vollendete den Satz. Der Älteste von ihnen redete zu langsam, die Jungen zu schnell. Ein Engel. Nein, viele. Ein ganzes Heer. Euch ist heute ein Erretter geboren. Die Klarheit Gottes über dem Feld. Sie konnten das Singen nicht beschreiben, es klang nicht wie menschliches Singen, es war vielmehr wie – Joseph hörte zu. Maria hörte zu.

Und Maria – die Frau, die sieben Tage gewandert war, gerade ein Kind zur Welt gebracht hatte, keine Hebamme, keine Mutter und keinen Raum hatte – schwieg. Sie weinte nicht, sie lachte nicht, sie sagte nichts, was Lukas für wichtig genug hielt, um es aufzuschreiben. Nur das: »Maria aber bewahrte alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen« (Lk 2,19).

Sie bewahrte sie. Wie man etwas Kostbares bewahrt, das man sich nicht leisten kann zu verlieren. Wie man Worte aufhebt, die größer sind als man selbst, und sie tief versenkt, weil man noch nicht weiß, was man mit ihnen anfangen soll; weil sie erst später einen Sinn ergeben werden – vielleicht in Jahren –, vielleicht an einem Ort, der noch schlimmer aussehen wird als dieser Stall; wenn man wieder nichts als diese Worte haben wird.

Die Hirten gingen wieder hinaus in die Nacht. Sie konnten nicht aufhören zu reden. Jeder Schritt, den sie zurück zu ihrer Herde taten, war von Worten begleitet – »Ich hab's dir gesagt, ich hab dir gesagt, dass

es ein Zeichen geben würde« –, und über die Hügel und in die Schluchten und durch den frühen Morgen trugen sie die Geschichte, die ihnen niemand abnehmen konnte, obwohl sie sie selbst gesehen hatten.

Und in dem Stall, während Bethlehem langsam aufwachte und der erste graue Schein des Morgens durch die Ritzen in den Wänden sickerte, saß eine Frau mit einem Neugeborenen in den Armen. Ein Kind, das nach dem Gesetz zehn Generationen lang keinen Zugang zum Tempel haben sollte. Ein Kind, das in eine Welt gekommen war, die für es keinen Raum hatte.

Ein Kind, das selbst der Tempel war.

Die Weisen

Matthäus erwähnt sie nur am Rande – *magoi apo anadolôn*, Weise aus dem Osten – und lässt alles andere offen. Woher genau? Babylon, sagen manche. Persien, sagen andere. Das Zweistromland, die alte Heimat der jüdischen Diaspora, wo seit den Tagen Nebukadnezars jüdische Gelehrte ihre Bücher, ihre Astronomie und ihre Erinnerungen bewahrt hatten. Es waren Männer, die Daniel kannten – nicht persönlich, aber durch seine Schriften, durch die Prophezeiungen, die er wie verschlossene Briefe an eine Zukunft hinterlassen hatte, die er nicht mehr erleben würde.

Sie waren keine Könige. Das Lied hat sie zu Königen gemacht, die Kunst hat ihnen Kronen aufgesetzt und die Tradition hat ihnen Namen gegeben: Caspar, Melchior und Balthasar. Namen, die in keinem Evangelium erwähnt werden. Matthäus nennt sie *magoi*. Weise, Gelehrte, Männer, die den Himmel lasen wie andere Menschen Bücher. Sie waren Astronomen und Astrologen in einer Zeit, in der diese Disziplinen noch nicht getrennt waren. Männer, die die Bewegungen der Gestirne mit der Genauigkeit von Buchhaltern und der Ehrfurcht von Betern verfolgten.

Und sie hatten etwas gesehen.

Was genau, sagt die Schrift nicht, und die Wissenschaft spekuliert seit Jahrhunderten. Eine Konjunktion von Jupiter und Saturn? Einen Kometen? Eine Supernova? Astronomen haben die Berechnungen rückwärts laufen lassen, die Himmelsmechanik des 1. Jahrhunderts rekonstruiert und Theorien aufgestellt und wieder verworfen. Vielleicht war es keine einzelne Erscheinung, sondern eine Abfolge, eine Konstellation, die sich über Monate entfaltete wie ein Satz, Wort für Wort, für diejenigen, die die Spra-



che kannten. Und diese Männer kannten die Sprache.

Irgendwie – wir können es uns nicht erklären, und darin liegt vielleicht der springende Punkt – hatten sie in dem, was sie sahen, eine Bedeutung gelesen, die über die Astronomie hinausging. Ein König. Israel. Jetzt. Vielleicht hatten sie Daniels Prophezeiungen studiert, die er einst am babylonischen Hof verfasst hatte und die auf bestimmte Zeiten hindeuteten. Vielleicht verband sich bei ihnen reines Wissen mit reiner Ahnung auf eine Weise, die vernünftigen Menschen nicht erklärbar ist.

Sie packten ihre Kamele. Sie reisten. Hunderte, vielleicht tausend Kilometer durch Wüste und Steppe und Gebirge, vorbei an Räubern, durch fremde Reiche, durch Hitze und Staub und die endlose Einsamkeit der langen Straßen. Für Männer, die den Himmel lasen, war eine solche Reise keine Kleinigkeit. Es war alles, was sie hatten: ihre Zeit, ihre Ressourcen, ihre Sicherheit. Sie warfen sich einer Hoffnung hin, die am Himmel stand.

Sie kamen nach Jerusalem. Natürlich kamen sie nach Jerusalem. Wo sonst würde man einen König suchen, wenn nicht in der Hauptstadt?



Doch der Palast des Herodes war das falsche Gebäude.

Das würden sie erst später verstehen. Aber zuerst: die Logik. Ein neuer König Israels – wo, wenn nicht hier, in diesen Mauern aus importiertem Marmor, hinter diesen Toren, die durch die Gunst Roms und jüdisches Gold errichtet worden waren? Herodes hatte den Tempel wiederaufgebaut und ihn größer gemacht, als Salomo je geträumt hatte. Herodes residierte in einem Luxus, den Judäa nie zuvor gesehen hatte. Wenn irgendwo ein König residierte, dann hier.

»Wo ist der König der Juden, der geboren worden ist? Denn wir haben seinen Stern im Morgenland gesehen und sind gekommen, um ihm zu huldigen« (Mt 2,2).

Eine einfache Frage. Eine ehrliche Frage. Sie wurde von Männern gestellt, die keine politischen Ränke kannten, weil sie aus einem anderen Kontext kamen und die Dinge mit anderen Augen sahen.

Die Frage traf den Palast wie ein Stein das Wasser.

Herodes hörte sie. Natürlich hörte er sie – in einem Palast hört man alles und diese Männer hatten nicht geflüstert. Sie hatten gefragt, offen und direkt, wie Menschen fragen, die gewohnt sind, dass ihre Fra-

gen beantwortet werden. Und Herodes – dieser alte, kranke, paranoide Mann, der seinen eigenen Söhnen nicht getraut hatte, der seine eigene Frau hatte töten lassen, der seinen Thron mit einer Verbissenheit hielt, die längst über die Grenze des Wahnsinns hinausging – hörte von dem neugeborenen König der Juden und wurde still.

Matthäus formuliert es mit einer Beobachtung, die so kalt wie ein Skalpell ist: *»Als aber der König Herodes es hörte, wurde er bestürzt und ganz Jerusalem mit ihm« (Mt 2,3).*

Ganz Jerusalem wurde bestürzt. Weil Jerusalem Herodes kannte. Weil Jerusalem wusste, was es bedeutete, wenn dieser Mann bestürzt wurde. Denn wenn dieser Mann Angst bekam, wurde er nicht wütend und unberechenbar – er wurde ruhig. Und diese Ruhe war das Gefährlichste, was man sich vorstellen konnte.

Er rief die Hohepriester zusammen. Die Schriftgelehrten. Die Männer, die die Prophezeiungen kannten und die ihnen täglich durch die Hände gingen wie abgenutzte Münzen. *»Wo soll der Christus geboren werden?«* Er stellte die Frage, als wäre sie akademischer Natur. Als würde er Unterricht nehmen. Als hätte es ihn wirklich interessiert.

Die Antwort kam sofort, ohne Zögern: *»In Bethlehem in Judäa; denn so steht durch den Propheten geschrieben: »Und du, Bethlehem, Land Juda, bist keineswegs die Geringste unter den Fürsten Judas; denn aus dir wird ein Führer hervorkommen, der mein Volk Israel weiden wird.«« (Mt 2,5.6).*

Die Gelehrten wussten es. Sie kannten den Ort, den Propheten, die Zeile und den Kontext. Sie hatten es ihr Leben lang gewusst.

Und keiner von ihnen machte sich auf den Weg nach Bethlehem – nicht einer. Die Männer, die die Schriften kannten, die das Kommen des Messias in jede Tora-Rolle eingewoben hatten, die ihr Leben damit verbracht hatten, die Prophezeiungen zu studieren, zu kommentieren und zu erklären, blieben, wo sie waren. Die Fremden aus dem Osten packten ihre Kamele. Die Hüter der Verheißung hingegen blieben in Jerusalem sitzen.

Manchmal ist die größte Ablehnung keine Feindschaft. Manchmal ist es schlicht Gleichgültigkeit.

Herodes ließ die Weisen noch einmal heimlich zu sich rufen. Die Heimlichkeit war Teil des Plans, der sich

bereits wie ein Bluterguss unter der Haut formte – noch unsichtbar, aber unaufhaltsam. Er fragte sie, wann der Stern erschienen war. Er hörte zu. Er nickte. Dann sagte er: *»Zieht hin und forschet genau nach dem Kind; wenn ihr es aber gefunden habt, so berichtet es mir, damit auch ich komme und ihm huldige«* (Mt 2,8).

Er sagte es mit dem Gesicht eines Mannes, der die Wahrheit spricht.

Die Weisen glaubten ihm. Warum auch nicht? Sie hatten keine Erfahrung mit Herodes. Sie wussten nichts von der Blutspur, die dieser Mann hinter sich herzog: die Söhne, die Frau, die Rivalen, die Priester, die Unschuldigen, die zwischen ihn und seinen Thron geraten waren wie Gras unter ein Rad. Sie waren Männer des Himmels, keine Männer des Hofes. Sie kannten sich mit Sternen aus, nicht mit Tyrannen.

Sie zogen nach Bethlehem.

Und dann: *»Siehe, der Stern, den sie im Morgenland gesehen hatten, ging vor ihnen her«* (Mt 2,9).

Der Stern wieder. Derselbe, verwandelt oder neu – wir wissen es nicht. Aber er war da, vor ihnen, über der Straße nach Bethlehem. Die Männer, die ihr Leben dem Studium des Himmels gewidmet hatten, sahen ihn und verstanden: Das war keine Astronomie mehr. Das war etwas anderes. Das war das Heilige, das ihnen einen Finger entgegenstreckte und sagte: Hier entlang. Hier entlang.

»Als sie aber den Stern sahen, freuten sie sich mit sehr großer Freude« (Mt 2,10).

Auch hier wieder dieses Verdoppeln – eine sehr große Freude –, als wäre normale Freude für diesen Moment nicht genug, in dem sich monatelange Hoffnung plötzlich bestätigt. Als hätten sie bis zu diesem Augenblick nicht gewusst, wie viel Zweifel sie die ganze Reise über mitgeschleppt hatten – unausgesprochen in den stillen Stunden der Nacht, wenn der Verstand fragt: Was, wenn wir uns geirrt haben? Was, wenn es nichts ist? Was, wenn wir tausend Kilometer für eine Fehldeutung gereist sind?

Der Stern stand still.

Was sahen sie, als sie ankamen?

Kein Palast. Kein Hofstaat. Keine Wachen, keine Herolde, keine seidenen Vorhänge. Matthäus schreibt lediglich: *»Sie sahen das Kind mit Maria, seiner Mutter«* (Mt 2,11). Ein Kind. Eine Frau. Bethlehem war nicht Jerusalem, und dieses Haus – ob es sich noch um einen Stall handelte oder inzwischen ein kleines



Quartier war – entsprach nicht den Erwartungen der Männer, die einen König suchten.

Sie knieten trotzdem nieder.

Das ist das Erstaunliche. Nicht die Geschenke, nicht die weite Reise, nicht die Sternkunde – all das ist nicht das Erstaunliche. Erstaunlich ist dieser Moment: Gelehrte Männer, Männer mit Ansehen und Bildung und der Würde ihrer Herkunft, knieten vor einem Kind in den Armen einer armen Frau in einem unbedeutenden Dorf in einer verachteten Provinz.

Sie öffneten ihre Schätze. Gold – das Metall der Könige. Weihrauch – das Opfer der Priester. Myrrhe – das Öl der Toten. Drei Gaben, von denen zwei sofort einleuchten, während die dritte dunkel ist. Eine, über die man nicht nachdenken möchte. Eine, die sagt: Dieser König wird sterben. Und der Tod wird zu ihm passen wie die beiden anderen Gaben zum Leben.

Maria nahm die Geschenke. Was dachte sie bei der Myrrhe? Legte sie sie beiseite? Hob sie sie auf? Bewahrte sie sie in ihrem Herzen, wie sie so vieles bewahrte?

Die Weisen blieben so lange, wie Gäste bleiben – einen Abend, eine Nacht, vielleicht mehrere. Und



dann, bevor sie aufbrachen und die Rückreise antraten, um zu Herodes zu gehen, wie sie versprochen hatten, kam der Traum.

Nicht zu einem, sondern zu allen. In einer Nacht, in der sie schliefen, vielleicht unter demselben Dach, vielleicht in getrennten Häusern, aber sie hörten denselben Befehl, dieselbe Dringlichkeit, dieselbe Stimme, die keine Stimme war und doch klarer sprach als jede Stimme: »Kehrt nicht zu Herodes zurück!«

Sie wachten auf und schauten einander an. Männer, die dem Himmel über tausend Kilometer gehorcht hatten, gehorchten ihm jetzt auch beim letzten Schritt. Sie nahmen eine andere Straße. Keine Erklärung, kein Abschied, keine Nachricht an den Palast. Wie sie gekommen waren – aus dem Osten –, verschwanden sie wieder, durch die Wüste, durch die Ferne, zurück in die Stille ihrer Bücher und ihrer Sterne.

Herodes wartete.

Und wartete.

Als er verstand, dass sie nicht kommen würden, dass diese Männer ihn, den gefürchteten König Herodes, schlicht übergangen hatten, wurde er ruhig, wie immer, wenn ihm die Kontrolle entglitt.

Ruhig.

Es war dieselbe Nacht oder kurz danach. Joseph schlief und der Engel kam wieder, doch diesmal nicht mit freudigen Nachrichten, nicht mit »Fürchte dich nicht« und einer Botschaft, die das Leben schöner machte. Diesmal kam die Botschaft: »*Steh auf, nimm das Kind und seine Mutter zu dir und flieh nach Ägypten und bleibe dort, bis ich es dir sage; denn Herodes wird das Kind suchen, um es umzubringen*« (Mt 2,13).

Joseph wachte auf.

Er weckte Maria.

Was sagte er ihr? Wie erklärt man einer Frau, die gerade entbunden hat, die noch nicht zu Kräften gekommen ist, die vielleicht zum ersten Mal seit Wochen wirklich schläft, dass sie sofort aufstehen und fliehen müssen? In die Nacht hinein. Jetzt. Ohne Vorbereitung, ohne Abschied, ohne Rücksicht auf das, was der Körper nach einer Geburt braucht?

Er sagte es ihr. Sie stand auf.

»*Er aber stand auf, nahm das Kind und seine Mutter bei Nacht zu sich und zog hin nach Ägypten*« (Mt 2,14).

Bei Nacht. Dieser Satz trägt alles: die Eile, die Angst, das Dunkel. Sie packten, was sie greifen konnten. Vielleicht verstand Maria zum ersten Mal, warum die Weisen aus dem Osten ihrem Kind Gold gebracht hatten: Weil man für eine Flucht nach Ägypten Geld braucht. Das war keine zufällige Großzügigkeit. Es war Vorsehung, die sich als Reisegeld verkleidet hatte.

Sie gingen durch die schlafenden Gassen von Bethlehem, vorbei an den Häusern, die für sie keinen Raum gehabt hatten. Vorbei an den Verwandten, die sie in den Stall geschickt hatten. Vorbei an dem ganzen kleinen, überfüllten, ahnungslosen Dorf, das in dieser Nacht schlief, ohne zu wissen, was es in seinen Mauern gehabt hatte – und was es verlor.

Die Straße nach Ägypten führte durch die Wüste Negev. Etwa vierhundert Kilometer. Noch eine Reise. Noch eine brutale, lange, unmögliche Reise mit einem Neugeborenen in den Armen durch eine gnadenlose Landschaft.

Sie gingen.

Hinter ihnen, in Bethlehem, wartete Herodes noch immer. Als er schließlich aufhörte zu warten, gab er einen Befehl, dessen Schreie noch Jahrhunderte später in den Klageliedern des Volkes widerhallten: Alle männlichen Kinder unter zwei Jahren in Bethlehem und der ganzen Umgebung sollten getötet werden.

Alle. Damit keiner durchkam. Damit der eine, den er suchte, nicht entwich.

Er entwich trotzdem.

Aber die anderen nicht.

Und Matthäus zitiert Jeremia, als wäre es das einzig Mögliche: »Eine Stimme ist in Rama gehört worden, Weinen und viel Wehklagen: Rahel beweint ihre Kinder, und sie wollte sich nicht trösten lassen, weil sie nicht mehr sind« (Mt 2,18).

Rahel, die Stammutter Israels, weint über ihre Kinder. Ein Weinen, das begonnen hatte, als das Volk in die babylonische Gefangenschaft abgeführt worden war, und das jetzt in Bethlechem neu begann – in den Häusern, die eben noch mit Volkszählungs-Reisenden und Leben gefüllt gewesen waren.

Das Kind, das gekommen war, um alle zu retten, floh in die Nacht. Und diejenigen, die in seinem Namen starben, hatten seinen Namen nie gehört.

So war sein Einzug in die Welt: abgelehnt in Nazareth, kein Raum in Bethlechem, verjagt von Herodes, ins Exil nach Ägypten. Ein Flüchtling, noch keine zwei Jahre alt. Ein König ohne Thron, ohne Land, ohne das Volk, das er retten sollte.

Er konnte noch nicht einmal laufen. Aber schon auf der Flucht.

Das Kreuz

Dreiunddreißig Jahre.

So lange dauerte es, bis die Welt vollendete, was sie in Bethlechem begonnen hatte.

In diesen dreiunddreißig Jahren hatte er die Kranken berührt, die niemand berühren durfte. Er hatte die Aussätzigen berührt, die mit Glöckchen durch die Straßen gehen mussten, damit die Anständigen rechtzeitig zur Seite treten konnten. Er hatte die Blutflüssige berührt, die zwölf Jahre lang als unrein gegolten hatte, und sie nicht weggeschickt, sondern Tochter genannt. Den Zöllner Zachäus, der wie ein Kind im Baum saß, weil er zu klein und zu verhasst war, um sich durch die Menge zu drängen – und der ihn zum Abendessen einlud, während die Menge murrte. Die Ehebrecherin, die man ihm wie ein Beweisstück vor die Füße warf, und er bückte sich in den Staub und schrieb, und die Steine blieben ungeworfen.

Immer wieder dieselbe Bewegung: Auf diejenigen zugehen, von denen alle anderen weggingen.

Er kannte das Muster. Er hatte es von Anfang an



gekannt – mit seinem eigenen Körper, mit seiner eigenen Geschichte, die in Nazareth geflüstert worden war und die ihn nie ganz losgelassen hatte. Des Zimmermanns Sohn. Marias Kind. Wir kennen ihn doch. Woher hat er das alles? Die Menschen seiner Heimatstadt hatten ihn aus der Synagoge geführt, an den Rand eines Felsens gebracht und wollten ihn hinunterstoßen. Doch seine Stunde war noch nicht gekommen, und er war mitten durch sie hindurchgegangen. Aber die Stunde kam.

Sie kam in Jerusalem, in der Nacht des Passahfestes im Garten Gethsemane. Dort bat er – dreimal bat er –, dass dieser Kelch an ihm vorübergehe. Doch der Kelch ging nicht vorüber. Judas kam mit Fackeln und Schwertern. Petrus, der gesagt hatte, er werde nicht von ihm weichen, war drei Hahnenschreie später draußen auf dem Hof und weinte bittere Tränen. Und die anderen – elf Männer, die alles verlassen hatten, um ihm zu folgen – verschwanden in der Nacht wie Rauch. Am Ende war er allein. Wie er immer allein gewesen war, wenn es darauf ankam.

Die Verhöre begannen noch vor Morgengrauen. Annas. Kajaphas. Der Hohe Rat, der in der Nacht zu-



sammentrat, weil er es tagsüber nicht gewagt hätte – weil das Volk Jesus liebte und man dieses Risiko nicht eingehen konnte. Sie suchten Zeugen – falsche Zeugen, wie Matthäus ohne Ironie sagt, als wäre es das Selbstverständlichste – und fanden keine, die übereinstimmten. Schließlich stand Kajaphas auf und befragte Jesus unter Eid: »Bist du der Christus, der Sohn Gottes?«

Und Jesus sagte: »Du hast es gesagt« (Mt 26,63.64). Das war genug.

Dann kam Pilatus, der Römer, der keinen Grund fand, ihn zu verurteilen, es aber trotzdem tat, weil Macht manchmal einfacher ist als Gerechtigkeit. Er wusch sich die Hände, als wäre Wasser stark genug, einen Mord abzuwaschen. Dann waren da die Soldaten mit ihrer Dornenkrone, ihrem Purpurmantel und dem spöttischen Kniefall: »Sei gegrüßt, König der Juden!« (Mt 27,29). Und sie schlugen ihn.

Das Kreuz war schwer. Wir wissen nicht, wie weit er es trug, bevor sie Simon von Kyrene zwangen, es ihm abzunehmen. Wir wissen, dass er fiel. Wie oft – die Schrift schweigt. Die Tradition sagt, es sei dreimal gewesen.

Golgatha bedeutet Schädelstätte. Es war kein schöner Ort. Es war der Ort, an dem Rom seine Botschaften nicht auf Pergament, sondern in Fleisch schrieb – sichtbar von der Straße, damit alle verstanden, was mit denen geschah, die sich gegen die Ordnung stellten. Zwei Verbrecher hingen neben ihm, einer zur Rechten, einer zur Linken, und selbst einer von ihnen spottete noch.

Sie nagelten seine Hände an das Holz.

Die Hände, die Aussätzige berührt hatten. Die Hände, die fünftausend Menschen gespeist hatten. Die Hände, die ein Kind gehalten, Blinde berührt und Lazarus aus dem Grab gerufen hatten. Diese Hände. Nägel.

Über seinem Kopf ein Schild, auf Anweisung des Pilatus, in drei Sprachen, damit auch wirklich jeder es lesen konnte: »Jesus, der Nazaräer, der König der Juden«. Die Hohepriester beschwerten sich: »Schreib nicht ›König‹, schreib ›er behauptete, König zu sein‹.« Pilatus, der an diesem Tag vielleicht zum einzigen Mal die Wahrheit sagte, antwortete: »Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben« (Joh 19,19–22).

Die Menge stand und schaute zu. Einige schüttelten den Kopf. Vorbeigehende riefen hinauf: »Der du den Tempel abbrichst und in drei Tagen aufbaust, rette dich selbst!« Die Hohepriester, die Schriftgelehrten und die Ältesten standen beisammen und redeten, wie Menschen reden, wenn sie sich ihrer Sache sicher sind. »Andere hat er gerettet, sich selbst kann er nicht retten. Er ist Israels König; so steige er jetzt vom Kreuz herab, und wir wollen an ihn glauben« (Mt 27,40–42).

Und er stieg nicht herunter.

Das ist das Unbegreifliche. Nicht dass er gekreuzigt wurde – die Welt kreuzigt ihre Unbequemen mit schöner Regelmäßigkeit. Das Unbegreifliche ist, dass er es hätte beenden können. Er hatte Petrus im Garten gesagt, er habe zwölf Legionen Engel. Zwölf Legionen – sechzigtausend himmlische Streiter –, die auf sein Wort gewartet hätten. Und er schwieg.

Er schwieg, als die Stunden vergingen. Er schwieg, als die Finsternis kam – mitten am Tag, für drei Stunden, als wäre die Schöpfung selbst nicht in der Lage, hinzusehen. Er schwieg, als der Schmerz alles andere verdrängte, was ein Mensch denken, fühlen oder hoffen kann.

Und dann, in der neunten Stunde, in der tiefsten Dunkelheit dieses Mittags, brach das Schweigen.

»Eli, Eli, lama sabachtani?«

»Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?« (Mt 27,46)

Er schrie es. Das hebräische Wort ist *za'aq* – kein leises Flüstern, kein frommes Gebet, kein würdevolles Abtreten. Ein Schrei. Der Schrei eines Mannes, der in die absolute Leere geschaut hat und nichts gefunden hat, wenn er in diese Richtung schaute.

Er zitierte Psalm 22, denn er kannte die Schriften. Er wusste, dass dieser Psalm mit Verlassenheit beginnt und mit Triumph endet. David war diesen Weg schon gegangen, zumindest in Gedanken, und war auf der anderen Seite angekommen. All das wusste er. Und es half nicht.

Das ist das eigentliche Wunder, nicht die Auferstehung, sondern dieser Moment: dass Gott wirklich dort war. Er hatte nicht von außen zugeschaut, sicher und unberührt, während ein Mensch für ihn litt. Er hatte sich selbst in die äußerste Ablehnung hineinbegeben – eine Ablehnung, die nicht von Menschen, sondern vom Schweigen kommt, das antwortet, wenn man betet und nichts hört. Die Verlassenheit, die jeden trifft, der je in der Nacht gefragt hat: »Bist du da? Hörst du mich? Bin ich allein?«

Er kannte diese Nacht. Er hatte sie selbst durchlebt.

Er war das Kind, über das in Nazareth geflüstert wurde. Der Junge, der nicht wusste, wer sein Vater war – oder zu gut wusste –, und beides war schwer. Der Mann, für den in Bethlehem kein Raum gewesen war, der als Flüchtling nach Ägypten geflohen war, der von seiner Heimatstadt abgelehnt worden war, von den Führern seines Volkes verraten und von seinen Freunden verlassen worden war – er hatte dieses Muster nicht nur erlitten, sondern auch vollendet. Er hatte es vollendet. Er hatte die Ablehnung bis in ihre letzte, tiefste Wurzel verfolgt, bis dorthin, wo sie aufhört, menschlich zu sein, und göttlich wird: der Fluch des Gesetzes selbst, die Trennung von Gott, die Verurteilung als *mamzer*, nicht eines einzelnen Kindes, sondern aller Menschen, für alle Zeit.

Er, der keine Sünde kannte, wurde für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm Gottes Gerechtigkeit würden (2Kor 5,21).

Er trug es.

Und dann sagte er: »Es ist vollbracht!« (Joh 19,30)

Nicht: Es ist vorbei. Nicht: Ich bin fertig. *Tetelestai* – das Wort, das ein Kaufmann auf eine vollständig



bezahlte Rechnung schrieb. Keine Restschuld. Keine offene Schuld. Nichts mehr ausstehend.

Der Vorhang im Tempel zerriss von oben nach unten – das schwere Tuch, das das Allerheiligste vom Rest der Welt trennte und seit Jahrhunderten die Grenze markiert hatte zwischen denen, die Zugang hatten, und denen, die draußen blieben. Es zerriss. Nicht von unten, wo ein Mensch hätte greifen können. Von oben.

Epilog: Im Haus meines Vaters

Die Geschichte, die mit »kein Raum für sie« begann, endet mit einer Verheißung, die noch heute über der Welt steht wie ein offenes Fenster.

»In dem Haus meines Vaters sind viele Wohnungen; wenn es nicht so wäre, hätte ich es euch gesagt; denn ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten« (Joh 14,2).

Hör, was er sagt. Er, der Zimmermann war, der Sohn eines Mannes, der Holz bearbeitete und Räume baute und ein Jahr lang ein Haus für eine Braut vorbereitete, sagt: »Ich gehe hin. Ich baue. Ich bereite vor. Für euch.« Er nimmt das Bild des jüdischen Bräutigams, der seine Frau erwartet, für sie einen Raum schafft



und zurückkommt, wenn die Stätte bereit ist, und wendet es auf sich selbst an. Auf alle, die ihm gehören. Auf jeden, der je an eine Tür geklopft hat und hörte: »Kein Raum.« Für euch ist Raum.

Das Kind, das als *mamzer* in die Welt kam und nach dem Gesetz des Mose zehn Generationen lang keinen Zutritt zur Gemeinde des Herrn gehabt hätte, öffnet diese für alle, die kommen wollen, für jede Generation, ohne Ende. »*Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, dieser ist zum Eckstein geworden*« (1Petr 2,7). Der Verworfenen trägt das ganze Gebäude.

Der von seinem Volk Abgelehnte baut eine neue Familie, in der kein Mensch für die Sünden seiner Eltern haftet, kein Kind ein Brandmal trägt, das es sich nicht ausgesucht hat, und kein *mamzer* je wieder draußen steht. »*Wer den Willen meines Vaters tut, der in den Himmeln ist, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter*« (Mt 12,50). Eine Familie, in die man nicht hineingeboren wird. Eine Familie, in die man hineingerufen wird.

Maria wusste all das nicht in jener Nacht in Bethlehem, als sie das Kind in die Krippe legte, die Hände der Hirten es berührten, sie schwieg und es in ihrem

Herzen bewahrte. Sie hatte die Myrrhe entgegengenommen, ohne zu fragen, was sie bedeutete. Vielleicht hatte sie gefragt, aber keine Antwort bekommen, die sie tragen wollte. Dreiunddreißig Jahre lang hatte sie zugeschaut, wie ihr Sohn eine Welt liebte, die ihn nicht lieben wollte. Dann hatte sie am Fuß eines Kreuzes gestanden und nach oben geschaut.

Simeon hatte es ihr gesagt, als sie das Kind zum ersten Mal in den Tempel brachte. Es war acht Tage alt und noch vielleicht noch nach Stall. Der alte Mann hatte es in die Arme genommen, vor Freude geweint und zu Maria gesagt: »*Auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen*« (Lk 2,35).

Das Schwert war eingedrungen.

Aber Schwerter sind nicht das letzte Wort. Das ist das Wesen dieser Geschichte, von Anfang bis Ende, von Nazareth bis Golgatha bis zu dem leeren Grab am frühen Morgen, als eine Frau – wieder eine Frau, wieder zuerst eine Frau – in den Garten ging und ihren Namen hörte, gesprochen von einem, der tot gewesen war.

Maria.

Nur ihr Name. Aber in diesem einen Wort: alles.

Der Raum, der ihr verweigert worden war. Die Würde, die ihr das Gesetz nicht geben konnte. Die Annahme, für die es im Hebräischen noch kein Wort gab, weil die Welt es noch nicht kannte.

Wenn du weißt, wie es ist, draußen zu stehen; wenn du die Tür kennst, die sich nicht öffnet, das Flüstern, das aufhört, wenn du näher kommst, und den Platz am Tisch, der nicht für dich reserviert ist; wenn du die Erschöpfung kennst, die entsteht, wenn man zu lange zu wenig Raum hatte – dann weißt du, wohin diese Geschichte zeigt.

Nicht in einen Palast. Nicht zu den Mächtigen, Reinen und Angesehenen, die im *katalyma* saßen, während unten die Krippe stand.

Dorthin, wo die Krippe stand.

Dorthin, wo die Hirten knieten.

Dorthin, wo ein Kind die Augen in einer Welt aufmachte, die für ihn keinen Raum hatte – und anfang, für alle Raum zu schaffen.

Es war kein Raum für sie.

Damit für uns immer Raum sei.

Charles Brabec